



Nr. 1.

Donnerstag den 2. Januar 1902.

17. Jahrgang.

1901.

Es ist erstaunlich und sonderbar,
Was alles gesch'nt kann in einem Jahr:
Der Prinz von Wales — mit Respekt zu melden,
Wird König von England. — Die Burenhelden
Beugen sich trotzdem nicht in Transvaal. —
Als ausgezeichnetes Brennmaterial
Erweist sich in China der Asbest. —
In Marseille und Neapel spukt die Pest. —
Bestätigungskrisen in Berlin. —
Versuch des Grafen Zeppelin,
Denkbar die Rüste zu durchschiffen. —
Der Räuber Kneißl wird ergriffen. —
Die Briten morden lustig weiter. —
Graf Bülow immer rosig und heiter. —
Will uns vertheuern das tägliche Brot. —
Den Li-Hung-Tschang erlöst der Tod. —
Ein Musentempel mit Wagnermusik
Wird von Pössart auf freiem Feld
In der Nähe von München aufgestellt. —
Der deutsche Kronprinz geht nach Bonn. —
Der Zar kriegt abermals keinen Sohn. —
Der Fürst von Reuß nimmt in seinem Land
Die Kindererziehung in die Hand. —
Der Emir stirbt von Afghanistan. —
Ins Leben tritt Professor Spahn. —
Mit Bürgermeistern geht's nicht so leicht. —
Virchow sein achtzigstes Jahr erreicht,
Belobt und belohnt, wie sich's gebührt. —
Mit Ellen Stone wird von Räubern entführt,
Ob einer sie auslöst, ist ungewiß. —
Der Kaiser entwirft ein Tafelservice
Für den biedereren Onkel zum Wiegenfest. —
Stürmischer Chamberlain-Protest. —
Der gallische Hahn fliegt zornig aus
Und kehrt als getunktes Huhn nach Haus. —
Der Sultan will sich zu zahlen bequemen.
Doch muß er erst was zu leihen nehmen. —
Der Schillerpreis, als gänzlich veraltet,
Wird zur Krieger-Medaille umgestaltet. —
Gleich wie Jehovah auf dräuender Wolke
Spricht der greise Mommsen zum Fürsten und Volke.
In London bläst das Nebelhorn. —

In Berlin rauscht noch immer kein Märchenborn,
Doch es schwäpzt wieder das Parlament —
Und drüber ging das Jahr zu End.

(Jugend.)

(Nachdruck verboten.)

Lumpenball.

Eine Karnevalsgeschichte in vier Kapiteln von Klaus Ritter.

Erstes Kapitel.

Die Liebenden.

Unsere Geschichte fängt ganz gewöhnlich an, endet aber ungewöhnlich. Recht gewöhnlich ist es wohl, daß im ersten Kapitel ein Liebespaar daran verzweifelt, daß es sich nicht kriegen kann. Dieses Paar erlauben wir uns, den geehrten Lesern vorzustellen. Leonie, Tochter des Kommerzienraths Seidenreich und Maler Herbert.

„Es schien mir aber doch, nach dem Benehmen Deines Vaters mir gegenüber zu urtheilen, daß er sich zu meiner Vererbung nicht ganz abweisend verhalten würde“, setzte der Maler das begonnene Gespräch fort.

„Ich glaube wohl, daß er Dich leiden kann“, versetzte Leonie, „aber Du hast einen zu gefährlichen Nebenbuhler, den Regierungsassessor Ludwig. Du weißt, mit welcher Hochachtung Papa zu allem emporblickt, was Regierung heißt, und die Aussicht, vielleicht einmal einen Minister zum Schwiegersohn zu haben, ist für ihn zu blendend.“

„Hat der Assessor denn um Dich bereits angehalten?“

„Nein, er hat es nicht offen gewagt, denn schließlich hat sich Papa auch ihm gegenüber sehr zurückhaltend gezeigt und durchblicken lassen, daß seine einzige Tochter nicht so leicht zu haben sei.“

„Und was glaubst Du wohl, würde Dein Vater thun, wenn ich vor ihn hinträte und offen um Deine Hand —“

„Um Himmelswillen“, fiel Leonie ein, „damit würdest Du alles verderben. Ein Künstler, der nicht einmal auf dem Gipfel des Ruhmes steht, hat nach seiner Meinung sehr geringe Ansprüche, trotzdem“, setzte das junge Mädchen begütigend zu, „als sie die niedergeschlagene Miene Herberts bemerkte, „glaube ich bestimmt, daß er Dir im Herzen geneigt ist, und wenn es Dir gelänge, den Assessor aus dem Felde zu schlagen, so wäre unsere Aussicht bedeutend gestiegen.“

Zweites Kapitel. Einer der Lumpen.

Obwohl es recht kalt war, saß ein blaumäfiger Stromer auf einer einsamen Bank in den Parkanlagen der Stadt.

„Geda, Sie!“ rief ein junger Mann ihm zu.

Der Stromer schaute sich verwundert um. Er war immer daran gewöhnt, daß die Schugleute sich um ihn kümmerten, und als er dann einen elegant gekleideten Herrn, sonst aber niemand vor sich merkte, blickte er mißtrauisch auf.

„Sie sind wohl'n Heheimer?“ fragte er geringschätzig.

„Durchaus nicht, ich bin ein Künstler, — meinen Namen darf ich Ihnen wohl verschweigen, denn er thut nichts zur Sache“, erwiderte der Elegante, in welchem wir den Maler Herbert erkennen. „Ich wollte Sie nur fragen, ob es Ihnen angenehm wäre, heute Abend ein Ballfest zu besuchen, gut zu essen und zu trinken und außerdem noch ein paar Mark zu verdienen.“

„Wen lasse ich mich nicht“, knurrte der Stromer böswillig. „Es handelt sich um einen ganz ernstlichen Auftrag“, sagte der Maler, ein Geldstück auf die Bank legend, „hier haben Sie einen Vorschuß.“

„Das sage ich Ihnen aber, auf Mord oder Einbruch lasse ich mich nicht ein, ich mach' immer alles am liebsten mit ein paar Wochen ab, und höchstens ein paar Monate im strengen Winter.“

„Sie irren sich, lieber Freund, ich verlange nichts Gefegwidriges von Ihnen. Was Sie thun sollen, ist folgendes: Hier haben Sie eine rothe Rose, — es ist zwar nur eine künstliche, sie wird sich aber in Ihrem Knopfloch gut machen. Hier haben Sie ferner ein Eintrittsbillet. Mit diesem versehen und die Rose im Knopfloch betreten Sie heute Abend das Balllokal der Ressource — die Adresse, wenn Sie lesen können, steht auf der Eintrittskarte. Sie werden dort eine Menge Herren treffen, die genau so gekleidet sind wie Sie, weshalb Sie sich Ihrer Tracht nicht zu schämen brauchen. Sollte Jemand auf Sie zutreten und Ihnen ein Abendessen, auf deutsch Souper und außerdem Champagner anbieten, so nehmen Sie es an, essen und trinken soviel Sie können, sprechen so wenig als möglich und entfernen sich schleunigst, sobald Sie von mir einen Wink erhalten.“

„Das ist alles?“

„Das ist alles! — Doch noch eins, die Hauptsache, die ich bald vergessen hätte, — hier ist eine Larve, so eingerichtet, daß Sie sie, um zu essen und zu trinken, nicht abzunehmen brauchen. Ich mache zur Hauptbedingung, daß Sie während des ganzen Abends die Larve nicht vom Gesicht nehmen, und wenn Sie Alles zu meiner Zufriedenheit erfüllt haben, dürfen Sie sich mit der Summe von 10 Mark entfernen, die ich Ihnen zum Schluß aushändigen werde.“

„Schön, ich werde kommen.“

„Und noch eins. — Stehen Sie einmal auf! Meine Vermuthung hat mich nicht getäuscht, Ihre Figur ist für meinen Zweck ziemlich passend, — nur nicht fett genug. Also hier ist noch ein kleiner Betrag, für welchen Sie sich Ihren Bauch mit Watte polstern müssen. — Ich kann mich also darauf verlassen, daß Sie Wort halten?“

„Sie können meine Freunde fragen, — die sind augenblicklich im Gefängniß, aber wenn —“

„Schon gut, und schließlich möchte ich bitten, bis zum Erscheinen im Ballsaale alle alkoholischen Getränke zu meiden, Sie werden dort Gelegenheit haben, Ihren Durst zu stillen.“

Drittes Kapitel.

Die Falle.

„Gnädiges Fräulein sind graufam“, sagte der Assessor, „ich habe also wirklich keine Hoffnung.“

„Bei mir keine“, erwiderte Leonie rasch, „wenn mich nicht gerade der Papa zwingt.“

„Könnte ich Ihren Herrn Vater nicht sprechen?“

„Heute nicht; er ist ganz mit seinen Vorbereitungen zum Lumpenball beschäftigt, den er in der Ressource besuchen will.“

„Also wirklich! Ich hätte nicht gedacht, daß sich Ihr Herr Vater herablassen würde.“

„Mein Vater liebt dergleichen Scherze, zumal ja die besten Kreise der Stadt zu den Arrangements gehören.“

„Das trifft sich nicht schlecht, dann habe ich vielleicht heute Abend Gelegenheit.“

„Sie sind zu schlau, Herr Assessor“, sagte Leonie hinterlistig. „Sie errathen sofort, wann es sich am günstigsten mit Papa sprechen läßt. Sobald er erst einige Gläser Sekt getrunken und ein gutes Souper hinter sich hat, kann man ihm zu Allem bereit finden, — bis zu gewissen Grenzen natürlich.“

„Es ist Vorschrift, bis 12 Uhr maskirt zu bleiben“, wandte der Assessor nachdenklich ein, „ich hoffe allerdings, Ihren Herrn Vater unter der Maske zu erkennen, aber wenn gnädiges Fräulein mir gütigst einige Andeutungen geben wollten —“

„Er hat das gewöhnliche Kostüm eines Bagabunden gewählt“, fiel Leonie sogleich ein, „aber wenn ich Ihnen einen besonderen Gefallen damit thun kann, werde ich ihm eine rothe Rose im Knopfloch befestigen.“

„Gnädiges Fräulein sind zu liebenswürdig, und ich darf wohl nun hoffen, daß auch Sie selbst sich nicht mehr so ablehnend verhalten werden, denn sonst hätten Sie doch —“

„Nein, Herr Assessor, ich bitte Sie, keine voreiligen Schlüsse ziehen zu wollen. Ich möchte sogar Sie ausdrücklich warnen, das für eine Liebenswürdigkeit zu halten, was im Grunde —“

Sie schaute ihn sehr ernst an, reichte ihm die Hand und schloß:

„Wenn Sie von dem, was ich Ihnen mittheilte, Gebrauch machen wollen, so geht es auf Ihre eigene Rechnung und Gefahr.“

Viertes Kapitel.

Die Entlarbung.

Baghaft hatte der Bagabund die glänzenden Räume der Ressource betreten. Als er aber im Saale eine Anzahl ihm ähnlicher Figuren erblickte, fiel ihm ein Stein von der Brust, und er begann, einige Gäste fidel in der Bagabundensprache anzureden. Sogleich sammelte sich um ihn herum eine Schaar der Anwesenden, und einstimmig urtheilte man:

„Der ist aber echt! Der verdient den Preis.“

Diese Anerkennung machte den Stromer jedoch nur verlegen, und schon suchte er mit den Augen nach dem Ausgang, als sich ihm eine Gestalt in der Uniform eines Gendarmen näherte und unter mehreren Verbeugungen in liebenswürdigstem Tone ihm zuflüsterte:

„Darf ich Ihnen Gesellschaft leisten, werther Herr?“

Der Bagabund wich bestürzt zurück. Also auch hier im Saale erreichte ihn die polizeiliche Macht.

„Ich wollte schon, daß man keine ruhige Stunde hat“, murmelte er, „auch hier nicht. Papiere habe ich nicht, also nehmen Sie mich nur mit.“

„Vorzüglich, — ganz vorzüglich“, lachte der Assessor Ludwig, der in der Gendarmenmaske erschienen war, „Sie sind das größte Schauspielergenie, Herr Kommi — — —, doch hier darf nichts verrathen werden. Werden Sie mir die Ehre erweisen, an einem kleinen Champagnerdiner theilzunehmen, das ich soeben bestellt haben?“

Dieser Frage beruhigte den Bagabunden ein wenig, da mit erfüllte sich ja das ihm in Aussicht gestellte Programm, und wenn sein innerlicher Wahlspruch auch war, daß er von einem Gendarmen selbst Geschenke fürchtete so dachte er doch wiederum, schlimmer, als ich es gewohnt bin, kann es auch nicht werden.

Bereits seit einer halben Stunde tafelte der Bagabund mit einem unbändigen Appetit, und selbst der Assessor fragte sich, ob dies wirklich der Kommerzienrath sein könne. Aber die rothe Rose im Knopfloch konnte ja nicht täuschen. Von einer solchen hatte Leonie gesprochen, und ein wirklicher Bagabund — wie käme der übrigens in die Ressource — würde doch nicht auf den Gedanken kommen, eine zu dieser Zeit so theure Blume anzuschaffen. Alle Bedenken schwanden ihm aber, als sein Gast auf die Frage, ob er, der Assessor, sich um seine Tochter bewerben dürfe, mit einem heftigen Kopfnicken bejahte.

Vor Freude konnte der Assessor nicht an sich halten, er erhob sich, um den Bagabunden zu umarmen. In demselben Augenblicke aber trat eine neue Erscheinung auf den Schauplatz, — eine neue konnte man kaum sagen, denn sie glich dem speisenden Bagabunden, bis auf einige schwer erklärliche Kleinigkeiten in der Haltung.

„Herr Assessor!“ rief die neue Erscheinung und nahm gleichzeitig die Maske ab.

„Herr Kommerzienrath!“ rief der Assessor bestürzt, einer

Ohnmacht nahe. „Was hat das zu bedeuten? Sind Sie der Urheber des Scherzes, dessen Opfer ich geworden bin?“

„Welchen Scherzes?“ rief der Kommerzienrath. „Wollen Sie die Güte haben, mir den Herrn vorzustellen, der einige Außerlichkeiten mit mir gemeinsam zu haben scheint?“

„Ich kenne ihn nicht, — ich weiß nicht, — wer sind Sie denn eigentlich?“ fuhr er seinen bisherigen Gast rauh an.

Dieser erhob sich eiligst, denn er hatte hinter dem Kommerzienrath die Gestalt des Malers bemerkt, der ihm in der verabredeten Weise zuwinkte. Der Assessor wollte dem Bagabunden folgen, jedoch der Kommerzienrath hielt ihn zurück.

„Einen Augenblick, Herr Assessor, gestatten Sie mir eine Frage. Sie haben diesen Bagabunden doch nicht für mich gehalten?“

„Ja, das habe ich!“ rief der Assessor innerlich wüthend, „ich bin das Opfer einer schmachvollen Täuschung geworden. Ich habe diesen Bagabunden die ausserlesensten Speisen und Getränke vorgesetzt —“

„Wie? Und Sie glaubten, das alles mir vorsetzen zu können? Und zu welchem Zwecke?“

„Ich glaubte, Sie zu Gast geladen zu haben, Herr Kommerzienrath, und nun scheint es, als ob Sie mir noch Vorwürfe machen wollten?“

„Ja, soll ich Ihnen noch für dieses Souper danken? So viel Resignation besitze ich nicht. Ueberhaupt sehe ich ein, nicht in Ihnen getäuscht zu haben. Leben Sie wohl, Herr Assessor.“

Damit war die Feindschaft zwischen dem Kommerzienrath und dem Assessor besiegelt. Als der Erstere noch an demselben Abend von seiner Tochter den wahren Hergang des Scherzes erfuhr, war er wohl anfangs böse, verzicht ihr jedoch schließlich.

„Wenn meine sonst so zurückhaltende Tochter sich in solche Streiche einläßt, um ihrem Liebhaber zum Siege zu verhelfen“, sagte er, „so muß diese Liebe schon zu groß sein, als daß es mir der Mühe lohnte, noch länger der Gegner Eurer Verbindung zu sein.“

Und nun fand ein kleines Souper statt, bei welchem zwar weniger gegessen, aber desto mehr getrunken wurde, und zwar auf das Glück des jungen Brautpaares.

Der Tonkin-Reisende.

Humoreske von Emile Zola. Autor. Uebersetzung a. d. Französisch

„Du erfüllst niemals meine Wünsche“, sagte Madame Etien in schmolldem Tone.

„Weil er nicht die rechte Liebe hat“, setzte ihre Schwester, Fräulein Franziska, hart hinzu.

Der Fabrikant Etien rang stumm die Hände, sah seine Frau mit einem bittenden, seine Schwägerin mit einem grollenden Blick an und seufzte.

„Du weißt, um was es sich handelt.“

„Sein böses Gewissen sagt es ihm.“

„Ich habe keine Ahnung“, rief Etien, „ich will ja gern alles thun, was Du von mir verlangst, liebe Frau, wenn es im Bereich der Möglichkeit liegt, aber vielleicht belästigen wir Franziska durch unsere Unterhaltung, vielleicht hat sie in der Wirtschaft zu thun —“

„Du bleibst, Franziska“, rief Frau Etien erzwungen. „Ich darf doch wohl erwarten, Charles, daß Du meiner Schwester die ihr gebührende Achtung nicht versagst —“

„Bewahre“, rief der Fabrikant erschrocken, „im Gegentheil, ich hege den größten Respekt vor ihr, zumal sie ja fünf Jahre älter ist als Du.“

„Was geht Dich mein Alter an“, fuhr Franziska empört auf, „ich bin erst achtundzwanzig —“

„Zweihunddreißig —“

„Siebenundzwanzig Jahre alt! Aber ich habe es satt, mich hier länger beleidigen zu lassen.“

Und schluchzend eilte sie hinaus. Frau Etien sank, offenbar einer Ohnmacht nahe, auf die Couch.

„Du wirst uns beide noch himmorden“, hauchte sie.

„Ach, Denise, mein Kind, ich liebe Dich ja so — so — aber es thut nicht gut, wenn diese Schwiegermutter — ich wollte sagen, diese Franziska, Deine Schwester, noch länger im Hause bleibt. Sie sieht ja noch gar nicht so alt aus, aber innerlich ist sie längst eine bissige Jungfer, und sie sucht nur Unfrieden zwischen uns zu stiften.“

„Franziska bleibt! Sie ist hier meine einzige Stütze, mein einziger Trost! Aber Du, tränkst Du mich nicht, wo Du nur kannst?“

„Ach sollte —“

„Ganz gewiß! Denke nur an gestern, wo Du mir die Anschaffung einer Equipage verweigertest —“

„Aber eine Equipage ist doch kein Sommerhut.“

„Und nun kommt die Geschichte mit Duponts dazwischen.“

„Wie? Duponts? Ich weiß gar nicht —“

„Nein, Du weißt nie etwas. Duponts haben zu ihrem Diner einen Afrikareisenden eingeladen.“

„Ja, was kann ich denn dafür?“

„Und der Afrikareisende hat zugesagt. Wir haben aber zu unseren Dinern noch nicht die kleinste Berühmtheit gehabt, außer“, fügte sie höhnisch hinzu, „den Börsenmakler Melin, der, wie Du einmal sagtest, dadurch berühmt ist, daß er im Bezique dreimal hintereinander 150 gezählt hat.“

„O, wenn es weiter nichts ist, einen Afrikareisenden besorge ich Dir ebenfalls zum nächsten Diner.“

Etien erschrak, als die Worte heraus waren. Er hatte keine Ahnung, wie er sein Versprechen erfüllen sollte. Vorläufig aber fühlte er sich durch die dankbare Umarmung seiner Frau beglückt, die er trotz ihrer Schwächen sehr liebte.

Mittags besuchte er die Börse, an der er durch den Ruf: „Wer giebt Afrikareisende?“ ein gewisses Aufsehen erregte. Einige Makler glaubten, er habe sich versprochen und beikam sich, ihm „Afrikaner“ zu einem fulanten Kurse anzubieten.

Er fragte einige Geschäftsfreunde im Vertrauen, ob sie nicht unter ihren Verwandten oder Bekannten einen Afrikareisenden hätten, der sich durch ein opulentes Diner bewegen ließe, Vorträge über seine Reisen zu halten, natürlich nur bei Tische. Man suchte die Achseln.

Er setzte sich telephonisch mit einem Institut in Verbindung, welches alle zu einer Festlichkeit erforderlichen Gerätschaften verlieh. Ob vielleicht auch Afrikareisende leihweise zu haben wären? Nein!

Er dachte an einen Erjak. Sänger, Violinspieler, das war schon zu oft dagewesen. Ein berühmter Dichter, die ganz berühmten hatten selbst genug zu essen, und die ausgehungerten waren nicht berühmt genug.

Wie er so in Gedanken versunken die Hauptstraße hinuntersehleuderte, hörte er plötzlich den Ruf: „Heda, Etien!“

„Wie, Rubain, Sie sind es?“

Es war ein ehemaliger Geschäftsfreund, den er seit Jahren aus dem Gesicht verloren hatte. Rubain war ein stattlicher Mann, anfangs der Vierziger, mit einer Neigung zur Veleibtheit, einer starken Nase und einem a la Boulanger gestutzten Vollbart.

„Wo haben Sie denn so lange gesteckt?“ fuhr Etien fort.

„Reisen gemacht.“

„Ah! Und wo halten Sie sich gegenwärtig auf?“

„In Tonkin.“

„In —“

„In Tonkin.“

„Donnerwetter! In Geschäften?“

„Bewahre! Habe mir da eine Villa gebaut —“

„Und beobachten Land und Leute?“

„Hahaha!“ lachte Rubain. „So ist es. Und Sie?“

„Ich habe noch immer die Fabrik. Inzwischen bin ich in den Hafen der Ehe eingelaufen.“

„Gratuliere! Ihre Frau?“

„Sie ist eine geborene Chou. Sie erinnern sich wohl — na kurz und gut, meine Frau würde eine Riesenfreude haben, Sie näher kennen zu lernen, und Sie müssen zu unserm Diner erscheinen. Es findet heute über acht Tage statt.“

Diese acht Tage waren vergangen, und zwar in schönster Eintracht. Frau Etien fühlte sich überglücklich, einen wirklich lebendigen Tonkin-Reisenden — anders wurde der erwartete Rubain nicht genannt — als ihren Gast begrüßen und ihn den anderen Tischgästen als einen solchen vorstellen zu können. Selbst mit der stets kriegerischen Franziska war der Hausherr leidlich ausgekommen.

„Aber das geht doch nicht“, sagte Etien, als sie vor dem gedeckten Tische standen, „Du hast Rubain zwischen Dir und Franziska plaziert.“

„Das kann er uns doch nicht übelnehmen!“

„Nein, das ist zu viel Ehre für ihn. Er ist doch immerhin nur ein ehemaliger Wollwaarenhändler.“

„Aber gegenwärtig Rentier, und vor allen Dingen Tonkin-Reisender“, betonte Denise.

„Du hast Deinen Gatten falsch verstanden“, sagte Franziska pikirt, „seine Aeußerung war ironisch gemeint. Er wollte sagen, ich wäre nicht geistreich genug, um neben einem Tonkin-Reisenden —“

„Um Himmelswillen, Kinder, ich bitte Euch, verderbt mir heute nicht die Laune. Die Plätze mögen bleiben, wie sie sind.“

Die Gäste erschienen, unter ihnen Rubain, der sich anfangs mit lächelnder, später mit verstörtem Gesicht als „Tonkin-Reisenden“ vorstellen hörte. Einmal flüsterte er dem Hausherrn zu, er möge doch „den Unsinn sein lassen“, aber Etien erwiderte nur etwas von „falscher Bescheidenheit“ und forderte dann mit der Meldung, es sei servirt, zum Eintritt in das Esszimmer auf.

„Wie lange halten Sie sich schon in Tonkin auf?“ begann Franziska mit Aplomb zu ihrem Nachbar gewendet, die Tischunterhaltung.

„Etwa zwei Jahre, gnädiges Fräulein.“

„Haben Sie sich mit den Bewohnern dort auch verständigen können, Herr Rubain?“

„Ach, das ist ja gar nicht nöthig. Ich lebe da so für mich allein hin und verkehre mit Niemandem.“

„Aber Sie müssen doch mit den Leuten sprechen, von denen Sie Ihren Bedarf an Lebensmitteln, Geräthen usw. entnehmen?“

„O, das bestelle ich alles telephonisch aus der Stadt.“

„Wie? Soweit sind Sie dort schon? Sie haben dort schon telephonische Verbindungen?“

„Freilich.“

„Glauben Sie, daß Tonkin für Einwanderer zum Ackerbau geeignet ist?“ fragte ein gegenüberstehender alter Herr.

„Natürlich; es steht ja jeder Fleck, wo nicht gerade ein Haus steht, mit Getreide oder Gemüse bebaut.“

„Vor allen Dingen doch aber mit Reis?“

„Reis? Davon habe ich noch nie etwas gehört!“

„Sehr merkwürdig! Tonkin scheint gewissermaßen eine ökonomische Ausnahmestellung einzunehmen.“

„Schnüren sich die Frauen in Tonkin auch die Füße zusammen?“ fragte eine Dame.

„Nur diejenigen, die Schnürschuhe tragen, gnädige Frau.“

„Allgemeine Heiterkeit, in die nur Rubain nicht einstimmt.“

„Ein wichtiger Kopf! Er hat so einen trockenen Humor“, hieß es allgemein.

„Haben Sie in Tonkin auch einen Drachen gehabt?“ fragte ein neugieriger Vadsch.

„Einen Drachen, mein Fräulein? Sie wollen doch nicht auf meine alte Wirthschafterin anspielen?“

Run wurde die Heiterkeit allgemein. Nur Duponts saßen geärgert da. Sie hatten nur einen Afrikareisenden zum Diner gehabt. Was wollte das gegen einen Tonkinreisenden sagen, der noch obendrein wichtig war! Diesmal lachte auch Rubain selbst mit, denn jetzt wußte er genau, daß er einen Witj gemacht hatte, und er wunderte sich, wie leicht ihm das geworden war.

„Sie sind wohl jetzt zum Besuch Ihrer Verwandten hier, Herr Rubain?“ setzte Franziska das Verhör fort.

„O nein, ich kam nur zu Ihrem Diner her.“

„Aber doch nicht von Tonkin?“

„Ja, ganz gewiß!“

„Sie haben also schon vor Monaten gewußt, daß dieses Diner stattfinden würde?“

„Nein, erst vor einer Woche.“

Eine Pause entstand, in der man sich verwundert anblidte.

„Sie sind nicht nur ein humorvoller, sondern auch ein interessanter und räthselhafter Mann, Herr Rubain“, sagte Franziska in aufrichtiger Bewunderung. „Sie sind gewiß schon viel in der Welt herumgekommen?“

„Na, es geht! Ich kann wohl sagen, ich habe ganz Frankreich bereist.“

„Und ganz Asien, nicht wahr?“

„Nein, mein Fräulein, über die Grenzen Frankreichs bin ich nicht hinausgekommen. Als Wollwaaren-Reisender —“

„Wie, Herr Rubain, Sie scherzen? Sie sagen doch, daß Sie in Tonkin wohnen?“

„Alles blidte ihn mit gespannter Aufmerksamkeit an.“

„In Tonkin? Freilich!“

„Und Tonkin liegt doch in China!“

Jetzt war an Rubain die Reihe, laut zu lachen, während die Anderen ihn verblüfft anblickten.

„Nein, meine Herrschaften, das hätte ich wahrhaftig nicht gedacht. Sie glaubten also, daß — hahaha! Ich meinte natürlich die Villenkolonie Tonkin, die vor einem Jahre in einer Entfernung von zwei Meilen hier angelegt wurde.“

„Aha, jetzt entsinne ich mich, davon in der Zeitung gelesen zu haben“, murmelte Etien, indem er gerade kein geistreichs Gesicht machte.

Duponts triumphirten. Die übrigen Gäste lachten leise miteinander. Frau Etien wollte vor Scham in die Erde sinken. Rubain wurde von Niemandem mehr beachtet. Mit einer Ausnahme. Franziska setzte ihre Unterhaltung mit ihm fort, ließ sich von seinen „Reisen in Frankreich“ erzählen und bewunderte alles, was er sprach.

Dafür sollte der Lohn nicht ausbleiben.

Einige Wochen waren nach dem Diner vergangen, als Etien voller Heiterkeit von der Börse heimkehrte.

„Wo ist Franziska?“ fragte er seine Frau.

„Im Nebenzimmer! Es ist übrigens das erste Mal, daß Du Dich nach ihr erkundigst.“

„Diesmal aber um so gründlicher. Denke Dir, Rubain will Franziska heirathen; er hat mich gebeten, bei ihr den Freiwerber zu machen.“

Denise lächelte vergnügt. Plötzlich legte sie aber ihre Stirn in Falten und sagte: „Es wäre mir schrecklich, mich von Franziska zu trennen. Ich hoffe, daß sie diesen Antrag zurückweist.“

„Aber Denise!“

„Ich werde Franziska fragen“, sagte sie und ging mit einer Leichenbittermine ins Nebenzimmer.

Eine Weile wartete Etien gespannt. Dann hörte er deutlich einen Jubelruf aus Franziska's Munde.

„Dem Himmel sei Dank“, murmelte er mit gefalteten Händen, „es ist richtig!“

Ein offenes Geständniß.

Bismarck: „Na, Bülowchen, was macht die Politik in Deutschland?“

Bülow: „Sie wollen sagen: Wer macht die Politik?“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Wilhelm Joerg in Wiesbaden.

Es hat gewiß seine Berechtigung, große Versammlungsräume, Salons etc. mit Gaslicht, elektrischem Licht oder dergl. zu erleuchten. Ein Anderes ist es hinsichtlich der Wohnräume. — Wie gemüthlich ist es in unserem trauten Heim bei der brennenden Petroleumlampe, wenn wir die Gewißheit haben, daß durch dieselbe keinerlei Unglück angerichtet werden kann. Lesen wir doch fortwährend in den Zeitungen von Personen- und Sachbeschädigungen, welche durch Explosion solcher Lampen verursacht wurden. Es kommt also darauf an, ein Del zu brennen, welches frei von diesen gefährlichen Eigenschaften ist. Als solches können wir das seit vielen Jahren rühmlichst bekannte Kaiseröl (nichtexplosirendes Petroleum) aus der Petroleumraffinerie vorm Aug. Korff in Bremen bezeichnen. Das Kaiseröl hat einen so hohen Entflammungspunkt, daß, wie unzählige Versuche ergeben haben, eine mit demselben gefüllte Lampe beim Umfallen verlöscht, indem das ausfließende Del die Flamme erstickt, daher viele große Fabriken in ihren Arbeitsräumen nur Kaiseröl brennen, wie denn auch viele Versicherungsellschaften dasselbe als Beleuchtungsmaterial ausdrücklich vorschreiben. — Weitere Vorzüge des Kaiseröls im Vergleich gegen gewöhnliches Petroleum sind die wasserhelle Farbe und der Geruch, welcher kaum noch an Petroleum erinnert und, last not least, das sparsame Brennen; auch möge nicht unerwähnt bleiben, daß sich das Kaiseröl ebenso vorzüglich für Kochmaschinen wie für Lampen bewährt hat.